

Urtiefen des Volkstums

von Peter Schneider

Aus langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand erschien in Zusammenarbeit mit Elise Gleichmann 1927 das Buch „Von Geistern unwirtet“ mit meiner Einleitung „Das Wesen der Volkssage“, erschien im Jahrbuch des Frankenbundes 1933 die Abhandlung „Mythos des Frankengottes“, erschien in der Unterhaltungs- und Literaturbeilage der Kitzinger Zeitung „Am fränkischen Herd“ 1937 und 1939 die Aufsatzreihe „Mythos und Geschichte in Franken“, und hielt ich zuletzt im Wintersemester 1951/52 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule zu Bamberg ein Kolleg über „Mythos und Legende in Franken“. Es erscheint an der Zeit, daß das Wesentliche dieser Arbeiten zusammengefaßt, sachgemäß gekürzt oder zeitgemäß erweitert in einer Aufsatzreihe nunmehr einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wird.

Peter Schneider

Glaube ist alles

Als im Jahre 1525 der Bauernsturm durch die deutschen Lande brauste, da hofften bei uns in Franken viele auf die Erfüllung eines Prophetenwortes: Auf dem Schwanberg werde eine Kuh so laut brüllen, daß man es bis in die Schweiz höre; dann werde ganz Deutschland frei wie das Land der Eidgenossen, und dann werde es auch der Arme Konrad besser haben! — Brüllt aber auf dem Schwanberg eine Kuh, so hört man's kaum bis nach Rödelsee hinunter; das Volk war dumm, wenn es an solcherlei glauben konnte. —

Hundert Jahre später loderten in unserem Vaterland die Hexenbrände. Da hat in Würzburg der Bischof Philipp Adolf von Ehrenberg seinen eigenen Neffen dem Scheiterhaufen überantwortet — steht in Büchern und manchmal in Zeitungen zu lesen und haben viele der sogenannten Gebildeten bis heute geglaubt. In Wirklichkeit hatte der Bischof gar keinen Neffen, der für diese grausige Opferung in Betracht kommen konnte. Also waren die sogenannten Gebildeten sehr dumm, wenn sie jene Behauptung als Tatsache hinnahmen, nicht wahr?

Gemach! So einfach liegt die Sache nicht! In beiden Fällen und in tausend, in unzähligen anderen handelt es sich um einen Glauben, um einen „guten“ Glauben; der Bundschuhbauer von 1525 war gutgläubig wie der Gebildete des 19. und 20. Jahrhunderts auch. Wir rühren mit unseren zwei Beispielen an schwerwiegende Fragen. Rücken wir den Dingen zuerst an Hand des zweiten Beispiels auf den Leib! Die Geschichte von dem unglückseligen Neffen des Bischofs Philipp Adolf ist durch den immerhin glaubwürdigen, lehrhaft-erbaulichen Bericht eines Zeitgenossen in die Welt gesetzt worden; einer um den anderen hat sie dann nachgeschrieben. Eines Tages forschte einer, dem die Sache nicht recht glaubhaft schien, genauer nach; siehe da, es stellte sich auf Grund der Urkunden heraus, daß die alte Geschichte unmöglich wahr sein kann. Aber wo veröffentlichte er das Ergebnis seiner For-

schungen? Im Jahrbuch des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. Ein angesehenes, für den fränkischen Geschichtsforscher unentbehrliches Jahrbuch! Aber die Leserschaft eines solchen Werkes ist beschränkt; in der breiten Öffentlichkeit kann die alte, nunmehr widerlegte Geschichte lustig weiter leben, noch viele Jahrzehnte lang. Hunderttausenden von Bildungsbedürftigen kommt die Berichtigung nie zu Gesicht. Wenn sie weiter an die alte Geschichte glauben, ist's ihnen nicht schwer anzukreiden. Gewissenlos freilich wäre einer, der trotz besserer Erkenntnis aus unläuterer Gründen absichtlich die ihm bekannte Wahrheit verschwiege und die alte Erfindung weiterverbreitete. Da es aber solche Menschen mit unentwickeltem Ehrgefühl gibt, so ist dies eine neue Quelle für das zähe Fortleben von Behauptungen, deren Unrichtigkeit irgend ein ernster Forscher längst schon einmal dargetan hat. Unzählige gutgläubige Menschen halten sie weiterhin für wahr.

Man sieht, es handelt sich um Berichte von Geschehenem, es handelt sich um Geschichte. Ein erster Berichtersteller stellt eine Behauptung auf; nur die allerwenigsten Menschen sind später imstande, ihre Richtigkeit nachzuprüfen; die überwältigende Mehrheit vertraut auf die Verlässigkeit der bisherigen Berichtersteller. Für alle Menschen außer dem Forscher, und weithin für den Forscher selbst gilt der Satz: Geschichte wird nicht gewußt, sondern geglaubt.

Und geglaubt wird auch solcherlei wie die Prophezeiung von der Kuh, die auf dem Schwanberg so laut brüllt, daß man's bis in die Schweiz hört; geglaubt wird die Geschichte von dem Überfährer Mitesser in Wipfeld, der das Wilde Heer über den Fluß setzt und dann die dünnen Blätter, den Lohn des Geisterheeres, unklugerweise aus seinem Nachen in den Main kehrt; geglaubt wird die Erzählung von dem Handschuh der Königstochter Hadeloga, den ein Windstoß vom Schwanberg durch die Lüfte wirbelt, bis ihn jenseits des Mains der Schäfer Kitz im Grase findet und der Herrin zurückbringt — worauf die Prinzessin an dieser Stelle das Kloster Kitzingen gründet. Wenn nun auch solche Erzählungen geglaubt werden, wo ist dann der Unterschied? — Der neuzeitlich Gebildete hat für Geschichten wie die zuletzt erwähnten sogleich das Wort Sage bereit; und er wird auf weiteres Andringen die Auskunft geben: Was nicht geschichtlich beglaubigt ist, das ist sagenhaft, das ist Volkssage. Volkssage? Warum hier das Volk? — Volk ist die Gesamtheit aller, die nicht nachprüfen können und wollen. Alles, was Überlieferungserbe der Nichtprüfer und der Nichtzweifler ist und was einst nur ihr Überlieferungserbe war, das ist Volkssage. Was einst ihr Erbe war, sage ich: denn die Zeiten haben sich geändert. Zu den Nichtprüfern und Nichtzweiflern sind als Hüter und Wahrer der alten Überlieferungen noch andere gekommen, die als wissenschaftlich gebildete Männer ganz anders zum alten Sagengut stehen und die trotzdem, oder vielleicht eben deshalb dieses Gut forterhalten, als Sammler, Prüfer, als Lehrer und

Erzieher; forterhalten vor allem durch schriftliche Aufzeichnung dessen, was in urältesten Zeiten ganz, in jüngeren größtenteils nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht sich forterhielt. Ja, fast wundersam haben die Zeiten sich geändert. Diese wissenschaftlichen Männer sind liebevollere und damit treuere Wahrer der Volkssage geworden als ihre einstigen Hüter. Wir durften gelegentlich schon von der Katastrophe sprechen, die in dem Jahrhundert der Dampfmaschine und der Stofflichkeit über das Brauchtum unseres Volkes hereingebrochen ist; fast ein gleiches gilt von der Volkssage. Die Nichtprüfer von einst sind in diesem Jahrhundert zwar keine Prüfer geworden, aber die einstigen Nichtzweifler haben das Zweifel n gelernt und unter dem blendenden Eindruck der neuen Errungenschaften die Gering-schätzung. Das gläubige Weitererzählen der alten Geschichten kam aus der Mode. Ein wahres Glück, daß, noch vor diesem Zusammenbruch, aus dem Geist der Romantik heraus, eifrige Sammler erstanden, die schriftlich und dann in Büchern niederlegten, was noch einigermaßen lebte, so daß daraus nun die schon erlöschende Erzählkunst des einfachen Mannes neu belebt werden konnte. Bechstein schrieb seine Sagenbücher, Fries, Herrlein, Schober zeichneten die Spessartsagen auf. Alexander Kaufmann veröffentlichte die Mainsagen, Schöppner verfaßte sein Sagenbuch der bayerischen Lande, Schönwerth schrieb die Sagen der Oberpfalz nieder; Wucke rettete einen Teil des Sagengutes von Werra, Rhön und Saale: Haupt schrieb in dichterischer Form die Bamberger Legenden und Sagen auf, und noch im elektrischen 20. Jahrhundert reichten uns Klarman n und Spiegel ihre „Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald“, sammelte Elise Gleichmann ihre oberfränkischen Sagen, die ich selbst zusammen mit ihr unter dem Titel „Von Geistern umwittert“ herauszugeben das Glück hatte. Und Dank noch vielen, vielen anderen, die hier und dort, so vor allem in den Heimatbeilagen unserer Zeitungen, manch eine erlauchte Sage veröffentlichten! Sie alle sind Retter des Volksgutes geworden.

Für unsere fränkischen Lande, und wohl darüber hinaus, gilt nun, daß das Wort „Sage“ nicht eben volkstümlich und volksüblich ist. Will der fränkische Bauer etwas bezeichnen, was nach seiner Meinung sagenhaft ist, und will er dabei vielleicht ausdrücken, daß er selbst nicht recht an diese Geschichte glaubt, so spricht er meist von einem „Märla“, ganz so, wie das Wort im 1. Vers des Nibelungenliedes angewendet ist:

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit...“ In alten Geschichten heißt das, nicht anders; und indem wir so den Geist unseres größten Heldengedichtes beschwören, sind wir schon bei einer anderen, sehr wichtigen Tatsache angelangt. Nämlich: Dem gläubigen Hörer stehen der Former, d. i. Dichter, und des Dichters Vermittler, der Sänger oder Vortragskünstler gegenüber, und diese forderten einst den Glauben. Es ist unmöglich, unsere Heldengedichte, wie die Heldengedichte aller anderen Völker, zu verstehen ohne diese Erkenntnis. Der Sänger der Ilias wie der des Gudrunliedes

trug seine Gedichte, als wahr vor und erwartete jenen Glauben, den der heutige Mensch, auf Grund der heutigen Erziehung, den Behauptungen der Geschichtschreiber zollt. Ja, Sage und Geschichte sind in den zwiespaltlosen Zeiten des Menschengeschlechts eins gewesen; jene war nichts anderes als in dichterische Form gegossene Geschichte, neben der es eine Geschichtschreibung im späteren Sinne nicht gegeben hat. „Märe“ war ein und alles.

Gerade dieses Wort wird nun freilich in neuerer Zeit für eine ganz besondere, auch schon sehr alte Art der Erzählung gebraucht und bedarf daher einer eigenen Betrachtung. Geschichte, Sage, Märe fordern den Glauben des Menschen schlechthin; das „Märchen“ nur den Glauben des Kindes. Wenn Rotkäppchen von dem bösen Wolf gefressen und aus dem Bauch des Wolfes lebend wieder herausgeschnitten wird, wenn man den Bauch des schlafenden Tieres mit Steinen füllt und es damit zur Tränke geht, so übersteigt das Unwirkliche, Unmögliche dieser Vorgänge die Geneigtheit des Glaubens selbst beim einfachen Menschen, sobald er aus den Kinderschuhen herausgestiegen ist. Der erwachsene Mensch wird, falls man von ihm Glauben für solche Dinge verlangen sollte, sie als ungereimtes Zeug zurückweisen, und im Sinne dieser Auffassung übersetzte Luther in der Stelle bei Lukas 24,11 „und es erschienen ihnen (den Aposteln) ihre Worte als ungereimtes Geschwätz“ das griechische „leros“, lateinisch „deliramenta“, mit „Märlein“. An wen sich also das Märchen wendet, das ist ganz trefflich schon im Titel der Grimmschen Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ ausgedrückt: Kindermärchen, weil das Kind vom 4. bis höchstens 10. Lebensjahr ihnen gläubig lauscht; Hausmärchen, weil diese Geschichten freilich auch, und nicht erst seit den Tagen von Tausendundeine Nacht, im Hause und selbst im Fürstenpalast vor Erwachsenen erzählt werden, aber dann freilich ohne die Forderung des Glaubens, nur zur Ergötzlichkeit, um die „Leere der Stunden“ angenehm und zum Teil gruselig auszufüllen.

Dieses Märchen im neuzeitlichen Sinn des Wortes hat nun eine Besonderheit, die es von allen anderen Erzählungsarten unterscheidet. Wohl können unter den zahlreichen Quellflüssen, die das Märchen speisen, gelegentlich auch geschichtliche Vorgänge sein; aber in der Neigung, Typen, (Muster der Gattung) zu schaffen, geht das Märchen so weit, daß es die Nennung von wirklichen Personennamen und alle genaueren Zeit- und Ortsangaben in der Regel vermeidet. Es handelt von einem frommen Kind, von einer bösen Stiefmutter; die Namen Aschenbrödel und Gackeleia kommen im gewöhnlichen Leben nicht vor; „es war einmal“ ist die Zeitangabe, die Vorgänge geschehen in einem dichten Wald, in einem Fürstenschloß. Der Schauplatz des Märchens ist nicht örtlich und namentlich festgelegt, und wenn man heute irgendwo im Westerwald das Dickicht zeigt, in dem Rotkäppchen dem Wolf begegnete, kann dies nur den Sinn haben, daß man annimmt, den Brüdern Grimm habe bei der Niederschrift des Märchens jener Wald als Vorbild gedient; sie haben übrigens wohl die meisten Märchenstoffe an der Grenze

Frankens, in Steinau an der Kinzig kennen gelernt, wo sie ihre Kindermärchenjahre verbrachten. Von jeder Art Erzählung, die wir zu würdigen haben, zeigt also das Märchen am wenigsten bodenständige Eigenart, heimatische Züge. Wenn die Erzähler von Untersambach, im Landkreis Gerolzhofen, von einem Dorfbuben mit dem Märchennamen „Grindhansel“ berichteten, so hieß es nur: „In einem Dorfe wohnte eine arme Familie“; hätten sie gesagt „in Wiesentheid“ oder in „Rüdenhausen“, so wär's eben kein Märchen mehr gewesen! Nur ausnahmsweise fließt eine Namensangabe herein, wie wenn es in der Sage vom Eisernen Mann, aus Birkenfeld bei Marktheidenfeld, am Anfang heißt: „Es war einmal ein ausgesandter Soldat; dem träumte es drei Nächte hintereinander, er würde König in Preußen“. Aber der weitere Verlauf des Märchens zeigt, daß Preußen hier eben nur ein Name ist und daß dieses Preußen und seine Städte und sein Königshof sich in gar nichts von anderen Ländern und Städten und Residenzen unterscheiden.

Nun aber tauchen innerhalb unseres Gesichtsfeldes noch zwei andere Begriffe auf und wollen umso schärfer ins Auge gefaßt werden, als sie wenigstens ihrem Namen nach ursprünglich Fremdlinge auf deutschem Boden sind. Einer von ihnen ist uns vorhin schon in einem Buchtitel begegnet. Was ist das für eine Art von Märchen, das da heißt: „Warum die Menschen nicht mehr wissen, wann sie sterben?“ — Früher wußten die Menschen, wann sie sterben müssen, und arbeiteten darum nur wenig und schlecht. Einmal machte ein Mann einen Zaun aus Binsen. Da ging gerade der liebe Gott vorüber und sah diese Arbeit. Er fragte den Mann: „Warum machst du einen solch schlechten Zaun?“ Der Mann antwortete: „Der hält, bis ich sterbe, denn morgen muß ich sterben!“ Darauf sagte der liebe Gott: „So soll es von nun an niemand mehr wissen.“ — Mit diesen Worten schrieb Frau Anna Bauer, Kassierswitwe in Amberg, das kleine Märchen nieder und schrieb damit etwas, das in die Legende hinüberspielt. Denn wenn in einer Geschichte vom lieben Gott, von seinen Zwölfboten und anderen Heiligen die Rede ist, so heißen wir dies eben Legende, vom lateinischen „(historia) legenda“, die zu lesende Geschichte; und „Heiligenlegende“ im besonderen, Lebensbeschreibung von heiligen Männern und Frauen, ist ein feststehender Begriff, dessen Verwirklichung in fast zahlreichen Einzelwerken von oft sehr großem Umfang vor uns liegt und eine außerordentliche Bedeutung hat für die Heiltums- und Kulturgeschichte der europäischen Völker. Die Legende nun wendet sich ebenfalls an den Glauben, sehr oft an den Wunderglauben der Leser, und konnte daher nur in Zeiten der Vernünftelei mißverstanden werden. Freilich hat ihr Ansehen zeitweise durch den unberufenen Eifer jener gelitten, die diesen liebenswürdigen Erbauungsnovellen des Altertums und Mittelalters schlechthin den Wert von Geschichtswerken zusprechen und sie, gewissermaßen als Fortsetzung der Evangelien, zu Überlieferungen von dogmatischer Glaubensverbindlichkeit machen wollten. Desto heller, und, wie die Geschichte zeigt, desto unzerstörbarer strahlt der Glanz ihres dichterischen Zaubers, der namentlich in der Gegen-

wart viele bedeutende Schriftsteller immer wieder zur Gestaltung reizt. Es klingt allerdings geringschätzig, wenn man heute von „Legendenbildung“ spricht, damit ist jedoch das Rankenwerk von Anekdoten, von Geschichtchen gemeint, das sich erfahrungsgemäß um große Männer schlingt und, zum Leidwesen der strengen Geschichtsforschung, ihr Bild zuweilen verundentlicht, freilich auch gerade dadurch oft volkstümlicher macht. In diesem Sinne sprechen wir von einer Legende um den Alten Fritz, von einer Bismarcklegende.

Gerade in der neueren Zeit oft genannt und kaum zu überhören ist endlich der *Mythos*. Dieser griechische Fremdling bedeutet in der Ursprache soviel wie „Wort“ oder „Kunde“ und wird noch im griechischen Altertum das Sammelwort für „Götter- und Heldengeschichte“, was man dann, in gelehrter Weiterbildung, aber noch in Griechenland selber, als „Mythologie“ bezeichnete. Das Wort *Mythos* deckt sich in der neuzeitlichen Anwendung mit Götter- und Heldensage und besonders auch mit „Weltentstehungssage“ und steht damit dem Begriff *Sage* sehr nahe; doch decken sich die beiden Begriffe in ihrer heutigen Anwendung nur zum Teil. Ein *Mythos* ist so lange nicht „*Sage*“, als er nicht aus dem bloßen Anschauungs- und Gefühlsmäßigen heraustritt und die Gestalt wirklicher Erzählung, eben der „*saga*“ annimmt; und auf der anderen Seite gibt es *Sagen*, die keine *Mythen* sind. Denn wir verlangen nach heutiger Anschauung vom *Mythos* das *Freisein* von allem Kleinlichen, Zufälligen, wir verlangen das *Bildhaft-Anschauliche*; gerade aus diesem Grunde hat man das griechische Fremdwort mit dem deutschen „*Urschau*“ wiederzugeben versucht. Was im Anekdotischen stecken bleibt, kann *Sage* sein, ohne zum *Mythos* zu werden. In *Abtswind* beispielsweise erzählt man, daß dort ein reicher Mann mit Namen *Gorad* die üble Gewohnheit hatte, im Unwillen zu sagen: „Hol mir der wille *Fuchs!*“ Nach seinem Tode mußte er als *Fuchs* umgehen. So anekdotisch gefaßt, ist das *Sage*. Aber *Mythos* ist es, wenn auf dem *Schwanberg* die *Kuh* brüllt, daß man's bis in die *Schweiz* hört; wir werden noch ein drittes Mal auf diese *Kuh* zurückzukommen haben.

Heißt es nun in vielen *Sagen*: „Und das ist heut' noch der *Fall*“, so berühren wir damit die wichtige Tatsache, daß der Inhalt des Erzählten, als Folge von früher Geschehenem, in die Gegenwart hereinspielen und zum Teil förmlich in der Gegenwart vor sich gehen kann. „In den Wäldern zwischen *Geusfeld*, *Michelau* und *Wibelsberg* geht der *Hu-Hu* um. Das ist ein meineidiger *Hirt*, der die *Geusfelder* um ihren Wald gebracht haben soll.“ Auch der *Mythos* kann ein Gegenwarts-, ja sogar ein *Zukunftsmythos* sein. Immer schon haben, besonders in reichbewegten Zeiten mit folgenschweren Ereignissen, in Zeiten verhängnisvoller oder segenreicher Wendungen, die Menschen durch *Urschau* dem Zeitgeschehen mythische Züge gegeben oder sie haben ihrer *Zukunftssehnsucht* bildhafte Gestalt verliehen. Die Menschen, sagte ich; vielleicht hätte ich besser gesagt: Einzelne Menschen, in denen das

gesehene Bild mit der gewaltigen Kraft einer Vision wirkte. Die Kreuzzugsbewegung war ein Mythos schon zu ihrer Zeit; der Traum von einer neuen Kaiserherrlichkeit nach dem Erlöschen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war ein Mythos. Eines ist klar: Auch für jeden Mythos ist das Lebenselement der Glaube, für den Gegenwarts- und Zukunftsmythos aber das gläubige Vertrauen und die gläubige Hoffnung. Ja, auch die nachmythische Sage lebt auf weite Strecken von der gläubigen Hoffnung, ist aus ihr geboren, setzt sie voraus. Das wird uns noch sehr deutlich werden.

Glaube, Kunst und Wissenschaft

Im Jahre 1781 bereiste Christoph Friedrich Nicolai aus Berlin das deutsche Vaterland, und nachher schrieb er ein Buch über diese Reise in nicht weniger als zwölf Bänden. Er mußte soviel schreiben, denn er hatte sich über vieles erregt und an vielem Anstoß genommen. Dieser Mann war ein Apostel der Aufklärung, und mit den Augen eines Sendlings betrachtete er Land und Leute. Man muß dies wissen, um namentlich seine Äußerungen über die Kunst zu begreifen. Die Deckengemälde in den Barockkirchen und -schlössern Süddeutschlands erregten sein äußerstes Mißfallen. „Wer wird den ganzen Körper zurücklegen und sich die Augen verderben wollen, um aus einer Menge übereinandergeworfener, verkürzter, oft nur aus einem einzigen Gesichtspunkt richtig erscheinender Figuren die Vorstellung einer uninteressanten Begebenheit herauszusuchen oder eine schiefe Allegorie herauszuklauben, die oft, wenn sie endlich entziffert ist, nicht die Mühe lohnen kann, daß man darüber nachgesonnen hat. — Eine ernsthafte Betrachtung eines Menschenfreundes verdient der Mißbrauch, den viele Maler und Bildhauer von ihrer edlen Kunst gemacht haben um die Denkmale der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, des geistlichen Betrugers, um unmoralische mönchische Legenden zu verewigen . . . Kann man sich des Gedankens erwehren, daß der Künstler Sünde tut, der alle Kraft und Reize seiner Kunst anbietet, um die abgeschmacktesten Legenden, die dem dicksten Aberglauben dienen, fortzupflanzen und seine Mitmenschen zu einer Beschaulichkeit zu erhitzen, welche der Natur und Würde des Menschen widerstreitet?“

Gegen diesen Standpunkt des aufgeklärten Berliners haben sich die damaligen Künstler verwahrt und die heutigen werden ihn lächerlich finden. Wir sehen in solchen Auslassungen den Versuch, der Kunst die Darstellung von Begebenheiten zu verwehren, die nicht geschichtlich beglaubigt, die „Legenden“ sind; und Nicolai gebraucht ja selbst dieses Wort. Was nicht „wahr“ ist, soll auch in der Kunst nicht leben dürfen. „Ecrasez les legendes“, vernichtet die Legenden! Wenn dieser Geist der Vernünftelheit von den Bannerträgern der Aufklärung in die Massen des Volkes hinabsickert, so macht er nicht halt vor Legenden im engeren Sinn, vor Heiligengeschichten, sondern er vernichtet die Achtung vor jeglichem Kulturgut, das Glauben verlangt, und dieser Geist hat im 19. Jahrhundert das Zerstörungswerk mit vollendet.